

Die letzten Strahlen der Sonne verglommen langsam hinter der imposanten Masse des Schlosses von Ecoeu und seiner Wälder. Auf allen Seiten breiteten sich unabsehbare Ebenen mit braunen, durch den Frost verhärteten Furchen aus, eine weite Einöde, in der das Dorf Bouqueval wie eine Oase lag.

Der Himmel färbte sich im Westen mit langen Purpurstrahlen.

Die schmale, dünne Sichel des Mondes begann mild zu glänzen. Die Stille war vollkommen.

Der Geistliche blieb auf dem Hügel stehen, um sich an dem Anblicke des schönen Abends zu erfreuen.

„Betrachten Sie, mein Kind,“ sagte er zu Marie, „diese Unermeßlichkeit, deren Grenzen man nicht mehr sieht; man hört nicht das geringste Geräusch; es ist, als gäbe uns die Stille und Unendlichkeit eine Vorstellung der Ewigkeit. Macht die Ruhe, die in dieser Stunde herrscht, nicht auch Eindruck auf Sie?“

Das Mädchen antwortete nicht.

Der Geistliche sah sie verwundert an; sie weinte.

„Was ist Ihnen, mein Kind?“

„Mein Vater, ich bin unglücklich!“

„Unglücklich? Sie?“

„Ich weiß, ich habe nicht das Recht, mich über mein Schicksal zu beklagen — und doch —“

„Wir haben Sie oft nach der Ursache der Traurigkeit gefragt, Marie, die Sie bisweilen niederdrückt. Sie haben immer vermieden, uns eine Antwort darauf zu geben, und wir achteten Ihr Geheimnis.“

„Ach, mein Vater, ich kann Ihnen nicht sagen, was in mir vorgeht.“

„Aber was fehlt Ihnen, Marie? Sie wissen, wie sehr man Sie liebt. Übrigens naht der Tag, an dem Madame Georges und Herr Rudolf Sie zur Taufe führen und die Verpflichtung übernehmen werden, Sie stets zu schützen.“

„Herr Rudolf wollte mir diesen neuen Beweis seiner großen Güte geben? Ach, ich will Ihnen nichts verbergen, mein Vater; ich fürchte, undankbar zu sein.“

„Ich höre Ihnen zu.“